

An der neuseeländischen Südküste: George Larson, in erster Linie mit seiner Freundin Kaisa und der Kunst einen guten Song zu schreiben beschäftigt, erhält unerwarteten Besuch. Sein Großvater, der eigentlich schon lange das Zeitliche gesegnet hat, steht vor der Tür. Seit der alte Herr tot ist, scheint er sichtlich aufgeblüht: Er raucht Kette und trinkt mehr Kaffee, als gesund sein kann. Und er hat eine Botschaft für George: Die Menschheit ist in großer Gefahr und George der Einzige, der dagegen etwas tun kann. Zunächst zögerlich, doch mit wachsendem Ehrgeiz stellt sich George seiner neuen Aufgabe und kratzt dabei an den großen Fragen der Menschheit – Was passiert wirklich, wenn wir tot sind? Was sind unsere wahren Ziele, und wo geht die Reise hin? – und erhält durchaus erhellende Antworten: Auch Reinkarnation will geübt sein. Tibetische Mönche sind gar nicht so friedfertig, wie man erwarten würde. Und wer hätte es geglaubt: »Just do it«, inzwischen zur inhaltsleeren Werbephase verkommen, ist in Wirklichkeit eine jahrtausendealte Weisheit ...

FREDRIK BROUNÉUS, 1971 in Stockholm geboren, studierte Pharmazie und Journalismus, schrieb Kolumnen für eine der größten schwedischen Zeitungen sowie fürs Radio. Nach einer wissenschaftlichen Stelle in Neuseeland, an der Universität von Otago, ist er vor kurzem mit seiner Familie wieder nach Schweden zurückgekehrt. Brounéus ist Autor mehrerer Bücher, er wird mit Autoren wie Douglas Adams und Terry Pratchett verglichen. Seine Geschichten, die ein breites Publikum ansprechen, sind wunderbare und witzige Reisen ins Übersinnliche und das Universum.

FREDRIK BROUNÉUS

**REINKARNATION
IST NICHTS
FÜR FEIGLINGE**

ROMAN

*Aus dem Englischen
von Judith Schwaab*

btb

Die neuseeländische Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel
»The Prince of Soul and the Lighthouse« bei Steam Press Ltd.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte
Papier *Lux Cream* liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung November 2014,
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © der Originalausgabe 2011 by Fredrik Brounéus

Umschlaggestaltung: *semper smile*, München

Umschlagmotiv: © Shutterstock / Potapov Alexander

Illustrationen: © Tony Tarasiewicz

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

SL · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74833-4

www.btb-verlag.de

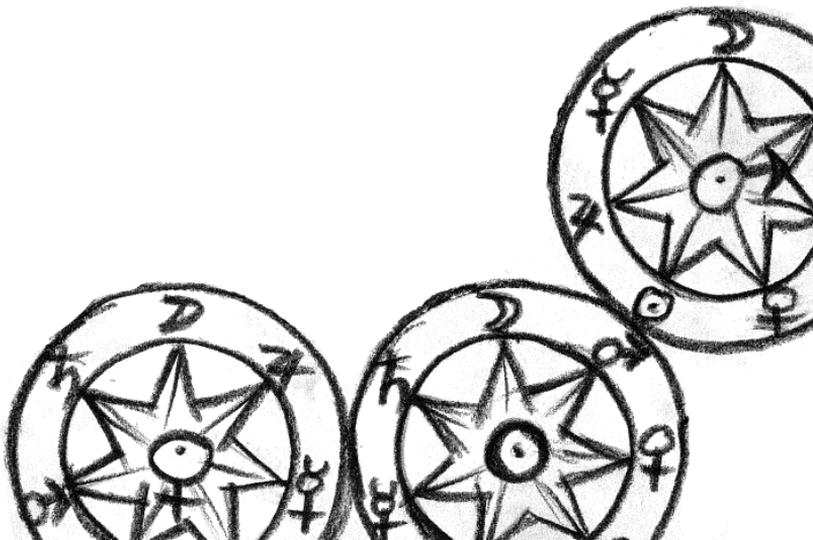
www.facebook.com/btbverlag

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

Für Kiranji

Die Umwandlung von Körpermaterie in Licht und umgekehrt ist der Vernunft und der Natur, die sich an Verwandlungen dieser Art gleichsam zu ergötzen scheint, ganz angemessen.

Isaac Newton, Optik oder: Abhandlung über Spiegelungen, Brechungen, Beugungen und Farben des Lichts



Tibet, 740

DER WIND RAUSCHTE ÜBER DEN ZERKLÜFTETEN BERGEN. Noch hatte es nicht zu schneien begonnen, doch die Wolken am Himmel kündeten von einem aufziehenden Schneesturm.

Am Fuße des Berges war gerade noch ein Pfad zu erkennen, doch schon bald würde er verschneit sein, in weniger als einer Stunde würde die Sonne untergehen und die Welt der Dunkelheit überlassen. Ein kleines rotes Licht dümpelte in der Dämmerung, gefolgt von einer Gruppe dreier Mönche, die auf dem Gebirgspfad unterwegs waren.

Sie konnten nicht stehen bleiben, konnten nicht rasten. Sie waren auf einer Mission.

»Sind wir schon da?«, fragte der Letzte.

»Noch nicht«, antwortete der Zweite.

»Und wo ist überhaupt *da*?«, fragte der Erste, der die rote Laterne trug. »Und *wann* ist *da*? Angesichts der Unendlichkeit des Raumes und der Unendlichkeit der Zeit könnten wir ebenso gut behaupten, dass wir schon da *sind*. Wir befinden uns auf demselben Planeten, in derselben Dimension und in derselben Zeit, nicht wahr? Denkt an die Unendlichkeit anderer Orte und anderer Zeiten, an denen wir gewesen sein *könnten*. Doch glücklicherweise sind wir das nicht. Warum denken wir dann nicht einfach, dass wir schon da *sind*?«

»Du weißt, was ich meine«, sagte der Letzte. »Mir frieren die Füße ein, und ich kann es kaum erwarten, endlich ein

Dach über dem Kopf, eine Tasse heißen Tee und ein gemütliches Feuerchen vor mir zu haben, um sie aufzuwärmen.«

»Ich glaube, du bist selber schuld daran, dass sie frieren«, sagte der Erste. »Du redest deinen Füßen ein, dass es ihnen jetzt unangenehm ist, sie aber bald ins Warme kommen. Du redest ihnen ein, dass ihr derzeitiges Leiden falsch ist und vermieden werden sollte. Das macht sie ungeduldig und unzufrieden und weckt in ihnen den Wunsch, nicht mehr zu frieren. Und was, wenn es keinen heißen Tee gibt? Was, wenn kein gemütliches Feuerchen brennt? Dann werden sie sehr enttäuscht und traurig sein. Es ist besser, ihnen zu sagen, wie glücklich sie mit ihrer jetzigen Situation sein können; ja, es ist besser, sie dazu zu bringen, dass sie mit dem Frieren zufrieden sind. Dann werden eine Tasse heißer Tee und ein gemütliches Feuerchen eine nette Überraschung für sie sein. Und du wirst sehr glückliche Füße haben!«

Lachend blieb er stehen und schlug seinem Gefährten auf die Schulter.

»Warum haben wir denn überhaupt so überstürzt aufbrechen müssen?«, fragte der Dritte. »Wir hätten doch ebenso gut noch ein paar Monate warten können, bis es Frühling wird.«

»Das wäre eine gute Idee gewesen«, sagte der Erste. »Aber unglücklicherweise konnten wir nicht so lange warten. Wie ihr wisst, wartet der Tod nicht, auf niemanden. Ebenso wenig wie das Leben«, fügte er nachdenklich hinzu. »Sie sind beide Teil eines Flusses, der niemals aufhört zu fließen.«

Er blickte auf und sah, wie die ersten Schneeflocken vom Wind aufgewirbelt wurden wie Vorboten des weißen Heeres, das schon bald zum Angriff auf die Berge, den Bergpfad und die Mönche blasen würde. Alle drei Männer trugen dicke

Fellmäntel und Mützen, doch zu dieser Jahreszeit vermochte auch eine solche Verhüllung die Kälte nicht lange in Schach zu halten. Das wussten sie alle.

»Woher weißt du denn überhaupt, dass diese Sache klappen wird?«, fragte der Dritte. »Vielleicht schlägt sie ja fehl, und dann haben wir den ganzen Weg umsonst hinter uns gebracht. Das heißt, wenn wir überhaupt mit dem Leben davonkommen.«

»Ja«, entgegnete der Erste. »Natürlich könnten wir auch sterben, denn das Sterben ist ein natürlicher Bestandteil des Lebens. Und nein, ich weiß nicht, ob die Sache gelingen wird, obwohl ich eigentlich davon ausgehe. Schließlich haben einige sehr kluge Köpfe ziemlich viel Grips darauf verwendet, sich das alles auszudenken.«

Er zog einen Handschuh aus und tastete unter seinem Mantel nach dem Objekt, das er an einem Band um den Hals trug. Es fühlte sich warm an.

»Aber es kann nur dann klappen, wenn wir dieses letzte Stück bringen, und genau das ist der Grund, weshalb wir unterwegs sind.«

Er hob die Hand über die Augen und spähte in den Schnee, der immer dichter fiel.

»Aha«, sagte er. »Ich glaube, ich kann die Lichter des Klosters erkennen.«

Neuseeland, 2010

»I WAS LEFT HERE WITH MY DREAMS

Or maybe my dreams were left here with me

I'm sitting around, waiting for nothin' ...

Waiting for nothin'? Was reimt sich auf nothin'?«, fragte ich, ohne die Hand von der Gitarre zu nehmen.

Es war Dienstagnachmittag. Kaisa und ich saßen in meinem Zimmer und jamnten vor uns hin. Vielleicht war ja *jammen* ein bisschen übertrieben. Wir *versuchten* zu jammen, das kam der Wahrheit wohl näher. Wir spielten Gitarre, hörten Musik, träumten von der großen Karriere, und ich träumte auch von Kaisa. Und obwohl sie das offiziell noch gar nicht wusste, schätze ich, dass sie eine ziemlich genaue Vorstellung von dem hatte, was in meinem achtzehnjährigen Kopf vorging. Was umgekehrt in ihrem vorging, davon hatte ich nicht die blasseste Ahnung.

Mum und Dad waren noch bei der Arbeit, und Becky hatte am Dienstag Fußballtraining, weshalb wir ganz allein waren. Ich fand Dienstage toll.

»I was left here with my dreams

Or maybe my dreams were left here with me

I'm sitting around, waiting for nothin' ... nothin' ... nothin' ...

Cause nothin' ever happens when you're sittin' around«, sang Kaisa mit ihrer schönen Stimme.

»He, Mann, das ist es!«, sagte ich.

»Aber es reimt sich nicht.«

»Nein, aber es stimmt total. Ich warte auf nichts, weil nichts passiert, wenn ich einfach nur rumsitze. Schreib's auf.«

Kaisa strich sich ihre blonden Haare aus dem Gesicht und beugte sich über das Blatt, um den Text aufzuschreiben.

»... whenyoursittingaround ...«

»Es heißt *you're* – you-Apostroph-r-e.«

»Hab ich. Okay, noch mal von vorn.«

»*I was left here with my dreams*

Or maybe my dreams were left here with me

I'm sitting around, waiting for nothin'

Cause nothin' ever happens when you're sittin' around.«

»Mensch, das wird der Hit, ich weiß es genau«, sagte ich und lehnte mich auf meinem Bett zurück. »Das ist der beste Song, den wir je geschrieben haben.«

»Es ist der *zweite* Song, den wir je geschrieben haben«, korrigierte mich Kaisa.

»Und der beste«, erklärte ich geduldig. »Es geht nicht darum, wie viele Songs man schreibt, sondern wie gut sie sind. Unser erster Song war scheiße, aber der hier ist toll.«

»Scheiße war er nicht.«

»Ziemliche Scheiße. Aber auf einen tollen Song kommen zehn, die scheiße sind, deshalb ist das ein Riesenschritt vorwärts. Noch ein paar Strophen, eine Überleitung und ein Refrain, dann sind wir reif für YouTube. Und dann ... wow. Plattenvertrag, Konzerte ...«

»Ist ja gut. Jedenfalls muss ich jetzt heim«, sagte Kaisa und stand auf. »Ich muss meine Hausaufgaben für morgen machen.«

»Yep, ich auch«, sagte ich und atmete ihren Duft ein, als sie an mir vorbeiging. »Bis später, Königin des Soul.«

Ich schmiss meine Gitarre aufs Bett und setzte mich an

den Schreibtisch. Dort lauerte mein Biologiebuch; es sprang mich förmlich an wie ein alter Onkel, der immer die stinklangweiligsten Geschichten zum Besten gibt. Ich gab mich geschlagen; Widerstand war zwecklos. Ich blätterte zu Seite 131.

Borborygmus: das Geräusch, das der Magen macht, wenn er leer ist.

Zwei Sätze später war ich schon eingepennt.

Borborygmus.

Langweiliger konnte es nicht mehr werden.

Borborygmus: das Geräusch, das mein Kopf macht, wenn er leer ist.

In diesem Moment fiel eine Spinne von irgendwoher auf die Buchseite. Ich tötete sie nicht. Jetzt war das Buch wenigstens ein bisschen interessanter; es passierte was darin.

Es war eine komische kleine Spinne. Sie krabbelte hin und her und schien sich nicht so recht entscheiden zu können, ob sie abhauen sollte oder nicht.

»Hast wohl auch Borborygmen, kleiner Spinnenmann«, sagte ich.

Eigentlich war das Leben als Spinne gar nicht so schlecht. Keine Hausaufgaben. Keine Schule. Keine Eltern oder jüngeren Schwestern. Na ja, natürlich musste es Eltern und Geschwister geben, von Letzteren wahrscheinlich sogar Tausende, aber als Spinnenmann war einem das scheißegal. Man baute einfach sein Netz irgendwo, wo man eine schöne Aussicht hatte, und dann brauchte man bloß herumzuhängen und auf die Fliegen zu warten, die hineinflaterten. Und natürlich musste man sich ab und zu eine Frau suchen. Coole Sache, diese Spinnen – fressen und poppen, das war's. Keine Dates. Kein Ärger mit Pickeln. Und hinter-

her konnte es passieren, dass man von seiner Liebsten aufgefressen wurde.

»Ihr Spinnen führt schon ein komisches Leben«, sagte ich. »Kein Wunder, dass ihr einen Haufen Borborygmen im Kopf habt.«

Hin und her krabbelte der Spinnenmann. Ich fragte mich, wie lange er das wohl noch durchhalten würde. Bis ich merkte, dass er immer das gleiche Muster krabbelte.

Ich zog den Weg der Spinne genau mit dem Bleistift nach. Und tatsächlich kam so eine Art doppeltes Dreieck heraus (für das es wahrscheinlich eine griechische Bezeichnung gibt).

»Ne, das ergibt für mich keinen Sinn, Spinne. Vielleicht bist du ja bloß da unten gelandet, um dir ein bisschen die Beine zu vertreten. Oder du willst da oben eine Spinnendame beeindrucken?«, sagte ich. »*Schau dir diesen Riesenkerl hier an.¹ Und jetzt guck, wie ich in Todesverachtung über dieses Borborygmus-Buch krabbele. Ha ha! Alles für dich, Schnucki!*«

»Brich dir keinen ab, Mann. Später verputzt sie dich sowieso. Und das mein ich wortwörtlich. *Verputzen*, nicht vernaschen, falls du das nicht wusstest.«

Der Spinnenmann krabbelte gerade über das »l« in »Gastroenterologie«. Und dann hinunter zu dem »S« in »Speiseröhre«. Dann direkt zu dem zweiten »o« in »Borborygmus«. Runter zu dem »u« in »Tumor«. Zurück zum »l«. Und so weiter. Ich schrieb die vier Buchstaben auf. L S O U. L S O U. L S O U.

»Das L, das S, das O, das U, das ... warte mal einen Moment. Das ist ja wie Scrabble. Schreibst du etwa das, was ich denke, dass du es schreibst?«

1 Seltsamerweise hatte der Spinnenmann einen transsylvanischen Akzent.

Plötzlich dämmerte es mir.

»Du schreibst ›Soul‹«, sagte ich, und der Spinnenmann scrabbelte weiter. »Das ist ein Zeichen. Ich wusste es. Wir haben soeben den größten Soulsong aller Zeiten geschrieben, und jetzt tauchst du auf. Du willst es mir irgendwie bestätigen, stimmt's? Wirst du denn noch was schreiben?«

Aber der Spinnenmann krabbelte einfach nur weiter, immer wieder dasselbe Muster.

»Das muss ich Kaisa zeigen.« Ich stand ganz vorsichtig auf, um die Spinne nicht zu stören. »Mach du einfach weiter, ich hole bloß meine Freundin.«

Ich nahm mein Handy aus der Tasche.

»He, Kaisa, komm noch mal vorbei – das musst du dir anschauen.«

»Was denn anschauen? Ich bin gerade nach Hause gekommen.«

»Das wirst du schon sehen.«

»Zeig's mir morgen.«

»Nein, es muss jetzt sein. Ich versprech dir, es lohnt sich. Komm schon. Bitte, ja?«

»Na gut. Aber ich warne dich.«

»Das ist echter finnischer Kampfgeist«, sagte ich. »Plündern, saufen, brandschatzen und zu deinem Freund rüberkommen, wenn er dir was richtig Cooles zeigen will.«

»Wie du meinst.«

Ich warf das Handy aufs Bett und lief ins Erdgeschoss, um den Camcorder zu holen. Das mussten wir unbedingt bei YouTube reinstellen! Aber wo war das Teil bloß? Eigentlich sollte es in der »Elektronikschublade« im Wohnzimmer liegen, aber dort war es natürlich nie, was Dad aus irgendeinem

»George, wie oft habe ich dir schon gesagt, du sollst dich mit deinem Namen melden, wenn du ans Telefon gehst?«

Es war Dad. Und das mit dem Melde-dich-mit-deinem-Namen-wenn-du-ans-Telefon-gehst war auch so was, was ihn wahnsinnig machte, wenn man es nicht tat. Die Liste war ziemlich lang. Aber meine eigene war viel länger. Viel, viel, viel länger. Mittlerweile war es eigentlich mehr ein ganzes Buch als eine Liste. Vielleicht sogar eine Trilogie. Und vielleicht würde ich dafür ja einen Verlag finden, wenn ich erst mal der Prince of Soul war. Ich würde es *Absurde Angewohnheiten meines Vaters (die mich wahnsinnig machen) Teil 1, 2 und 3* nennen. Und bei dem Interview im *Rolling Stone* würden sie mich fragen, ob dieses seltsame Verhalten eine wichtige Rolle in meiner kreativen Entwicklung gespielt hatte, als ich noch ein junger, leicht zu beeinflussender Teenager war, und ich würde sagen: »Wer weiß, wer weiß.« Und in der Verfilmung würde Pierce Brosnan Dad spielen, und meine Rolle würde verkörpert von ...

»Bist du noch dran?«

»Ja, tut mir leid. Hallo, hier ist *George*.«

»Das weiß ich.«

»Warum willst du dann, dass ich es sage? Wer ist überhaupt dran?«

»Ha ha, sehr lustig.«

»Hör mal, Unbekannter, weißt du, wo der Camcorder ist?«

Es klingelte an der Tür, und Kaisa trat in die Diele. Ich gab ihr mit einem deutlichen und unmissverständlichen Winken zu verstehen, dass sie unten warten sollte, aber sie stieg schnurstracks die Treppe hoch.

»Müsste in der Elektronikschränke sein«, sagte Dad.
»Hast du dort geschaut?«

»Ja, da ist er nicht.«

»Na ja, das ist auch wieder so was, das ich dir schon tausend Mal gesagt habe ...«

»Hör mal, Dad, ich sitze gerade über meinen Hausaufgaben. Was willst du denn?«

»Könntest du bitte für deine Mutter einen Zettel schreiben, dass wir Opas Sachen aus dem Büro in der George Street abholen sollen, nicht aus der Stuart Street?«

»Warum?«

»Warum? Nun, offenbar haben die Opas Sachen aus seinem Zimmer im Altersheim geräumt und in dem Büro untergebracht.«

»Nein, ich meine, warum soll ich einen Zettel schreiben? Warum rufst du sie nicht auf dem Handy an?«

»Sie hat es ausgeschaltet.«

»Und warum schickst du ihr keine SMS?«

Dad seufzte. »Schreib bitte einfach diesen Zettel, sei so gut.«

»Oder du könntest ihr eine Mail schreiben.«

»George Street, nicht Stuart Street. Schreib's auf, in leserlicher Handschrift und einer bekannten lebenden Sprache, bevorzugt Englisch, und dann legst du den Wisch auf den Küchentisch. Das war's. Und dann kannst du zurück an deine Hausaufgaben.«

»Okay, alles klar.«

»Braver Junge. Tschüs.«

Ich gab ein gereiztes *Pfff* von mir und suchte in der Küchenschublade nach Stift und Papier. Moderne elektronische Kommunikationsmittel sind an meine Eltern vollkommen verschwendet. Dagegen ist Kinderarbeit, so unmoralisch und verwerflich sie sein mag, in ihren Augen die wesentlich billigere und angenehmere Alternative.

Mum: 6 St. statt Stu St. (Opas Zeug)

Von dieser Aufgabe vollkommen erschöpft, legte ich den Zettel auf den Tisch und lief nach oben in mein Zimmer, wo Kaisa auf meinem Bett saß und klampfte.

»Hast du sie gesehen?«

Ich schaute zu dem Buch auf dem Schreibtisch. Auf dem kein Spinnenmann mehr zu sehen war, sondern nur ein kleiner Fleck über »Gastroenterologie«.

»O nein. Wo ist er?«

»Wo ist was?«

»Da war eine Spinne auf meinem Buch – hast du die gesehen?«

»Ja. Ich hab sie getötet.«

»Du hast was? Du hast die Spinne gekillt?«

»Ja. Ich mag keine Spinnen.«

»O du ... du ... du Finnin du! Das war nicht einfach nur eine Spinne. Das war eine ganz besondere Spinne. Deshalb habe ich dich doch angerufen. Schau mal, was sie geschrieben hat!«

Ich zeigte Kaisa den Zettel, auf den ich die Buchstaben L S O U gepinselt hatte. Sie nahm ihn entgegen und schaute ihn mit ihren finnenblauen Augen nachdenklich an.

»Das hat die Spinne geschrieben?«

»Nein, das hab natürlich ich geschrieben! Aber die Spinne hat es für mich buchstabiert, genau hier in dem Buch.«

Ich nahm das Buch und zeigte ihr die Seite mit dem Spinnenfleck.

»Sie ist von diesem L zu dem S und dann rüber zu dem O gekrabbelt und dann runter zu dem U, immer wieder.«

Kaisa war baff. Ich packte sie an den Schultern und schüttelte sie, damit sie endlich auf den Trichter kam.

»Kapiertest du denn nicht? L-S-O-U. L-S-O-U. *Soul!*«

»Okay. Ja. S-O-U-L heißt Soul. Du, hör mal, wenn du keine weiteren Wunderkrabbeltiere mehr zu bieten hast, dann gehe ich jetzt einfach wieder.«

Sie ließ mich in meinem Zimmer allein. Unten hörte ich die Tür knallen.

»Ja, ja, schon gut, geh du nur. Ich kann es nicht glauben, dass du meine Spinne gekillt hast.«

Ich setzte mich hin. Meine ganze Begeisterung war wie weggeblasen. Zurück blieb nur ein Fleck in meinem Buch.

Ich wusste, was ich gesehen hatte; das war ein Zeichen, das musste es einfach sein! Aber was hatte es zu bedeuten? Dass ich auf dem besten Wege war, der zweitgrößte Soulstar aller Zeiten zu werden, der Prince of Soul?² Natürlich konnte es nichts anderes bedeuten als das. Der alte Onkel, raffiniert verkleidet als *Biologie. Lehrbuch für die Oberstufe*, sah mich dort sitzen und rieb sich die Hände. Ich ließ mich in meinen Stuhl fallen und fing wieder an zu lesen. Was musste ein Soulstar eigentlich über Magengeräusche wissen?

Absolutely nothin'. Sing's noch mal, yeah.

Eine halbe Stunde später fiel unten die Haustür krachend ins Schloss, und eine halbe Minute später rief meine Mutter nach mir.

»George, hast du mir diesen Zettel geschrieben?«

Ich setzte mich auf und rieb mir die Augen. Das Buch war

2 Der King of Soul, der größte Soulstar aller Zeiten, ist natürlich Otis Ray Redding Jr. oder auch Otis, wie ich ihn gerne nenne. Er war erst 26, als er bei einem Flugzeugabsturz ums Leben kam.

als Kissen ganz gut zu gebrauchen, und ich hoffte, dass ich beim Schlafen ein paar Fakten eingeatmet hatte oder zumindest ein paar Kapitel durch meine Poren eingedrungen waren.

»Ja, Mum«, murmelte ich, plötzlich hellwach.

»Könntest du bitte mal runterkommen?«

Ich stand von meinem Schreibtisch auf und ging hinunter, wo meine Mutter im Flur auf mich wartete. Becky, meine vierzehnjährige kleine Schwester, zog gerade ihre Fußballschuhe aus und tippte gleichzeitig eine SMS in ihr Handy.

»Was hast du denn mit deiner Stirn gemacht?«, fragte Mum.

»Was meinst du?«

»Du hast da einen großen roten Punkt.« Sie berührte meine Stirn an der Stelle, die auf dem Biologiebuch gelegen hatte. »Tut das weh?«

»Ne«, sagte ich und zuckte die Achseln.

»Na, dann ist ja gut.« Mum schaute mich an, als wollte sie feststellen, ob ich die Wahrheit sagte oder nicht.

»Ich hab mir jedenfalls kein Heroin in die Stirn gespritzt, wenn du das meinst«, sagte ich.

»Heroin? Ach, red doch keinen Stuss.«

»Mach dir keine Gedanken, Mum. Ich bin mir sicher, er hat sich bloß einen runtergeholt«, sagte Becky und steckte ihr Handy wieder ein.

»Halt die Klappe«, konterte ich.

»Becky, so was sagt man nicht«, meinte Mum.

»Wieso nicht? Macht er doch.«

»Halt einfach die Klappe!«, wurde ich deutlicher.

»Das machen alle Jungs in seinem Alter«, konstatierte Mum. »Dafür muss man sich nicht schämen, aber man redet

auch nicht so drüber. Okay, Rebecca? Das ist doch peinlich für George.«

»Auch egal«, sagte Becky und ging in die Küche. Ihr Handy piepte, weil sie noch eine SMS bekommen hatte. Wahrscheinlich die 1004te seit dem Mittagessen.

»Ich mach das nicht«, sagte ich. Mittlerweile war meine Gesichtsfarbe Ton in Ton mit dem roten Fleck.

»Ist schon gut, mein Schatz«, sagte Mum. »Ich würde mir mehr Sorgen machen, wenn du es nicht tätest. Solange du das Gefühl hast, es unter Kontrolle zu haben, und es nicht zum Zwang wird...«

»Mum! Jesus Christus im Himmel...«

»Ich bin mir sicher, der hat es auch gemacht, weißt du. In der Bibel steht nichts darüber, aber immerhin war er ein junger Mann, also denke ich...«

»George und Jesus, die saßen auf 'nem Baum, holten sich einen runter, war alles nur ein Traum...«

»Halt den Rand, blöde Kuh!«, rief ich mit Nachdruck.

»Achte gar nicht auf Becky«, sagte Mum und klopfte mir auf die Schulter. »Sie hat ein paar schlechte Tage hinter sich und...«

»Jawohl, *meine Tage*«, brüllte sie aus der Küche.

Ach, was für eine Freude, der Sohn von liberalen Kinderärzten zu sein! Wäre ich bloß in eine stockkonservative Familie von frommen Waffennarren hineingeboren worden, dann hätte ich mir garantiert nie Bemerkungen über mein Leben unterhalb der Gürtellinie anhören müssen. Das oberhalb der Gürtellinie hätte zwar auch niemanden interessiert, aber das wäre es mir wert gewesen.

»Also, dann, mein Schatz«, sagte Mum lächelnd. »Was steht auf dem Zettel?«

Ich nahm ihn und las laut vor. »Mum: G Street statt Stu Street (Opas Zeug).«

»Das ist alles?«

»Yep. Nachricht von Dad.«

»Aber was bedeutet es?«

»Na ja ... Schätze, er wollte dir sagen, dass ... äh ...«, versuchte ich zu erklären. »Dad weiß es genauer. Ruf ihn doch auf dem Handy an.«

»Das hab ich versucht, aber er hat es abgeschaltet.«

Überraschung!

»Offenbar hat es was mit Opa zu tun«, sagte Mum langsam und hielt sich den Zettel vors Gesicht. »Dein Vater und ich wollten uns heute treffen, um seine Sachen aus dem Pflegeheim zu holen. Klingelt's jetzt?«

»Ja, jetzt weiß ich's wieder. Sein Zeug ist in dem Büro an der George Street, nicht im Pflegeheim an der Stuart Street«, sagte ich mit einem wissenden Achselzucken. »Siehst du? War gar nicht so schwer.«

»Sag mal, hast du geweint, mein Kleiner? Deine Augen sehen ein bisschen geschwollen aus.«

»Nein, ich bin nur müde vom Hausaufgabenmachen, das ist alles.«

Jetzt verarbeitete Becky in der Küche das Liedchen von George und Jesus im Baum zu einem Rap, und ich wünschte mir wirklich, als Spinne zur Welt gekommen zu sein.³ Oder als Pinguin. Ja, Pinguine hatte ich immer gemocht. Ich war mir nicht sicher, warum. Wahrscheinlich deshalb, weil das Leben eines Pinguins so einfach ist – ein Pinguin sein, und da-

3 Eine Spinne aus einer Spinnenfamilie von stockkonservativen, frommen Waffennarren, die mindestens tausend Meilen entfernt wohnte.

mit hat sich der Fall. Pinguine wünschen sich nicht, Soulstars oder Kinderärzte zu werden. Die wollen einfach nur Pinguine werden, was super ist, weil sie es schließlich schon *sind*. Mit einer solchen Lebensphilosophie kann man nichts falsch machen.

»Vermisst du deinen Opa?«

Nein, eigentlich nicht. In den vergangenen fünf Jahren hatte ich den alten Knaben kaum gesehen. Da war er im Krankenhaus gewesen, hatte wie Gemüse im Bett gelegen und an die Decke gestarrt. Und davor hatte sich bei meinem Opa eigentlich alles um seine Zigaretten, seinen Pick-up und um Kaffee gedreht – und weniger um seine Enkelkinder oder was die gerade so machten. Um die Wahrheit zu sagen, hatte ich mich umgekehrt auch nicht besonders um Opa gekümmert – im Grunde hatte ich ihn gar nicht richtig gekannt. Ich wusste ein paar Sachen über ihn – dass er sein ganzes Leben als Brummifahrer gearbeitet hatte und dass er der allerletzten Mannschaft der Verschwindlafette in Fort Taiaroa angehört hatte. Und ich wusste, dass der alte Gauner sich am Ende des Krieges jede Menge Armeezeug unter den Nagel gerissen hatte, das mittlerweile als Staubfänger in unserem Schuppen vor sich hin gammelte. Es gab sogar ein paar riesige alte Artilleriegeschütze, die er als »Investitionen« an sich genommen hatte, für den Fall, dass sie irgendwann plötzlich schrecklich wertvoll wurden. Aber den Mann selber hatte ich nie gekannt. Als ich noch ein Kind war, hatte mich mein Dad manchmal zu ihm mitgenommen, damit ich ein bisschen Zeit mit ihm verbrachte, vermutlich, damit wir uns besser kennenlernten. Doch die meiste Zeit waren wir dann bloß in seinem alten gelben Pick-up herumgegurkt und hatten Countrymusik gehört, bei heruntergekurbelten

Fenstern, damit mir von dem vielen Zigarettenrauch nicht schlecht wurde.

Folglich vermisste ich ihn nicht besonders. Es war traurig gewesen, mit anzusehen, wie Dad weinte, als eine Krankenschwester ihm die Nachricht von Opas Tod überbrachte. Traurig und seltsam zugleich. Es war komisch, ihn zu umarmen und zu spüren, wie sich sein Kummer in einem einzigen großen Seufzer Luft machte, fast war es mir sogar ein bisschen unheimlich gewesen, was ich mir nicht so recht erklären konnte. Mittlerweile war es sonderbar, dass Opa nicht mehr da war, aber mehr auch nicht.

»Ja, vielleicht ein bisschen«, sagte ich, weil ich wusste, das war die Antwort, die Mum hören wollte.

Sie zog mich an sich und nahm mich in die Arme.

»So ist das Leben, mein Schatz. Wir leben, und wir sterben. Und er war schon sehr alt, weißt du. Und jetzt hockt er da oben im Himmel und lächelt auf uns herab.«

Na ja, wenn Opa es tatsächlich geschafft hatte, auf Wolke sieben zu landen, mit einem großen Pott Himmelskaffee, einem gelben Pick-up, dessen Motor nie verreckte, und einer ewig glühenden Fluppe, dann konnte ich mir jedenfalls sicher sein, dass er von einem Ohr zum anderen grinste.

* * *

Letzte Nacht wachte ich auf, weil es an der Tür klingelte. Ich rollte mich im Bett herum und schaute auf mein Handy – halb drei. *Wer klingelt denn um halb drei Uhr nachts an der Tür?*, war mein erster Gedanke. *Einbrecher*, war mein zweiter. Mein dritter jedoch war, dass Einbrecher wohl kaum klingeln würden, oder? Die würden ein Fenster einschlagen und sich einfach reinschleichen (es sei denn natürlich, es handelte sich

um inkompetente, blöde Einbrecher – Einbrecher mit Magergeräuschen).

Es läutete noch mal. Sollte doch jemand anders hingehen. Eigentlich war das Dads Aufgabe (die bestimmt in irgend-einer seiner Gesetzessammlungen aufgelistet war). Doch in diesem Fall schien Dad nicht hinzugehen. Und so stieg ich, als es zum vierten Mal geklingelt hatte, die Treppe runter, um nachzusehen, wer es war. Bevor ich die Tür öffnete, schaltete ich das Licht auf der Veranda ein und schaute durch die Buntglasscheibe. Sah so aus, als würde unser Nachbar, Mr Buxley, da draußen stehen. Vielleicht hatte er sich ausgesperrt. Ich machte die Tür auf.

»Hallo, Kleiner. Was geht ab?«

Nein, das war nicht unser Nachbar. Ich starrte in das Gesicht eines bärtigen alten Mannes mit einer abgewetzten Baseballmütze auf dem Kopf und einer Fluppe zwischen den Lippen. Mein Gehirn schaltete sich einen Moment lang aus und ging dann wieder in den Onlinemodus.

»Opa? Aber ...«

»Ja, ich weiß. ›Aber du bist doch tot. Was machst du hier?« Blablabla. Verschon mich, mein Sohn, und lass mich einfach ins Haus.«

»Wawawa...«

»Herrgott noch mal«, seufzte Opa, ließ die Zigarette fallen, trat sie mit seinem Stiefel aus und machte einen Schritt in den Flur. »Bist du bekifft, oder was?«

»Be – was? Ich nehme keine Drogen.«⁴

4 Mit Drogen – ganz gleich, welcher Art – hatte ich noch nie zu tun. Dafür war ich immer sozusagen mit den falschen Leuten zusammen. Meine Mutter würde sagen, es waren genau die richtigen Leute.

»Na ja, ich schon. Koffein und Nikotin! Hast du denn Kaffee im Haus?«

Das war alles total seltsam. Richtig krass. Ich schaute die Treppe hoch, aber im restlichen Haus war es still. Niemand schien bemerkt zu haben, dass sich unser Opa aus dem Grab erhoben hatte, in unserer Diele stand und um halb drei Uhr morgens einen Kaffee wollte. Ich musste die Situation allein in den Griff kriegen.

»Nein ... ich meine, ja. Aber ich weiß nicht, wie ...«, begann ich tapfer.

»Zuerst machst du mir einen Kaffee, und dann erzähl ich dir alles. So geht das, mein Junge. Jedenfalls bin ich nicht den ganzen langen Weg aus dem Grab hierhergekommen, um im Flur zu stehen und mir deinen offenen Mund anzuschauen.«

Fünf Minuten später saßen wir uns am Küchentisch gegenüber. Er schlürfte seinen Kaffee.

»Gar nicht so schlecht«, sagte er. »Leg nächstes Mal noch einen halben Löffel Kaffeepulver drauf, dann wird er richtig gut.«

»Ja, okay, geht klar.« Ich wusste nicht, was ich sonst sagen sollte.

»Es gibt einen Sturm«, sagte Opa nach einem weiteren Schluck. »Besser, du schnallst dich an – sie kommen dich holen.«

»Was? Wer?«

»Du musst was wirklich Wichtiges machen, weißt du, aber da gibt es Leute, die dich davon abhalten wollen. Kapiert?«

Nein, ich hatte nichts kapiert. Gar nichts. Rein überhaupt nichts.

»Ähm ...«, versuchte ich einzuwenden.

»Und jetzt kommen sie dich holen. Deshalb bin ich hier –

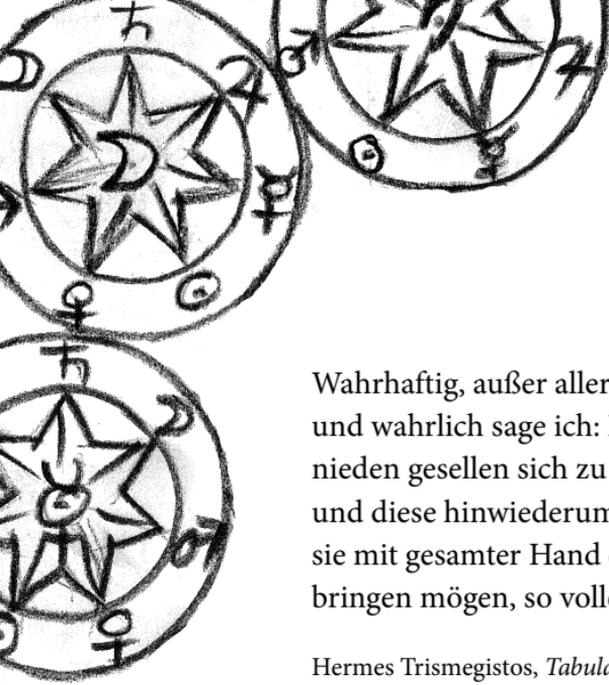
um dir zu sagen, dass du nicht zulassen darfst, dass sie dich umbringen, bevor du diese wichtige Sache erledigt hast. Sonst geht nämlich alles den Bach runter. Und ich meine wirklich *alles*.«

»Mich umbringen? Warum denn? Und was für eine wichtige Sache?«

Opa nahm sich noch eine Zigarette und steckte sie sich in den Mund. Dann bot er mir eine an.

»Rauchst du, Junge?«

Und dann piepste mein Wecker, und ich wachte auf.



Wahrhaftig, außer aller Unwarheit, gewiß
und wahrlich sage ich: Die Geschöpf hie
nieden gesellen sich zu denen dort oben
und diese hinwiederum zu jenen, auf daß
sie mit gesamter Hand ein Ding hierfür
bringen mögen, so voller Wunder steckt.

Hermes Trismegistos, *Tabula Smaragdina*

London, 1715

Liebes Ich,

die Forschung ist abgeschlossen, und doch habe ich das Gefühl, als hätte das alles erst begonnen. Ich kann Dir nicht sagen, was es ist. Aber ich kann Dir versichern, dass ich es mir nicht so vorgestellt hatte.

Es besteht kein Zweifel daran, dass es sich um eine Schöpfung uralten Wissens handelt, um etwas Magisches, das in der Menschheit schon lange in Vergessenheit geraten ist und dessen Kraft und Potenzial sich dem Verstande der Sterblichen vollkommen entziehen.

Dein getreuer Diener

Gehirn



Fredrik Brounéus

Reinkarnation ist nichts für Feiglinge

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 352 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
22 s/w Abbildungen

ISBN: 978-3-442-74833-4

btb

Erscheinungstermin: Oktober 2014

Als hätten der Dalai Lama und Douglas Adams gemeinsame Sache gemacht!

An der neuseeländischen Südküste: George Larson, in erster Linie mit seiner Freundin Kaisa und der Kunst einen guten Song zu schreiben beschäftigt, erhält unerwarteten Besuch. Sein Großvater, der eigentlich schon lange das Zeitliche gesegnet hat, steht vor der Tür. Seit der alte Herr tot ist, scheint er sichtlich aufgeblüht: Er raucht Kette und trinkt mehr Kaffee, als gesund sein kann. Und er hat eine Botschaft für George: Die Menschheit ist in großer Gefahr und George der Einzige, der dagegen etwas tun kann. Zunächst zögerlich, doch mit wachsendem Ehrgeiz stellt sich George seiner neuen Aufgabe und kratzt dabei an den großen Fragen der Menschheit – Was passiert wirklich, wenn wir tot sind? Was sind unsere wahren Ziele und wo geht die Reise hin? – und erhält durchaus erhellende Antworten: Auch Reinkarnation will geübt sein. Tibetische Mönche sind gar nicht so friedfertig, wie man erwarten würde. Und wer hätte es geglaubt: »Just do it«, inzwischen zur inhaltsleeren Werbephase verkommen, ist in Wirklichkeit eine jahrtausendealte Weisheit ...



[Der Titel im Katalog](#)